

## **Gespräch darüber, wie alles anfing und was es bewirkte**

---

Wie kann man in der Öffentlichkeit über die soziale Organisation des Arbeitskreises Junger Kriminologen und über das Kriminologische Journal reflektieren, wenn man dabei immer wieder betont, daß der AJK und die aus ihm heraus entwickelten Institutionen keine soziale Organisation bilden, fragt sich Stefan Drees (1997 S. 115) anlässlich des mehrfach abgebrochenen Versuchs des AJK, sich der eigenen Geschichte selbst(-kritisch)reflexiv zu vergewissern. Der 20. und der 25. Jahrestag waren so ohne Vermächtnis geblieben. Läßt sich nun vielleicht der 30. Jahrestag retten, indem man statt auf eine Organisation auf ein sinnstiftendes Paradigma rekurriert? Doch auch hier ergibt sich ein ähnlicher Befund: Was sinnstiftend sein bzw. gewesen sein könnte, wurde schon im Entstehen totgesagt; der labeling approach spätestens seit 1975 in regelmäßigen Abgesängen, die kritische Kriminologie schon mit dem Auftreten ihres labels (dazu Helge Peters, 1996, S. 107 – 115 und Reinhard Kreissl, 1989, S. 249 – 258).

Nichts scheint den AJK also mehr zu stabilisieren als das Bekenntnis, er habe mit all dem, was neue Organisation wissenschaftlichen Austauschs oder neues Paradigma sei, im Grunde wenig im Sinn.

Vorsicht ist also geboten, wenn man angesichts des 30-Jahr-Gedenkens vermeiden will, mit der Frage nach den *wahren* Ursprüngen nun auf einmal unbeabsichtigt doch noch ein Begräbnis einzuläuten. Und lernen sollte man aus der bisher nicht vergewisserten Geschichte, daß nur der Blick von *innen* zugleich das Ende nahen sieht und dabei doch die Dauer festigt.

Deshalb soll der Blick von innen auf die Anfänge durch ein Gespräch mit einer Vertreterin der GründerInnengeneration entstehen, mit Lieselotte Pongratz, stellvertretend für einige andere, die gelegentlich noch etwas von dem, was damals war, für heute wünschen.

Ich, die dazu befragt, war von Anfang an dabei, habe aber früher als andere, nämlich schon 1980, das Feld des wissenschaftlichen Diskurses in der Kriminologie in Richtung politik-nahe Verwaltung des Sozialen verlassen. Das präpariert mich insoweit für die Rückschau, als der AJK einerseits zu den Sozialisationsfaktoren meines professionellen Handelns gehört, während mir andererseits der Narzißmus der noch Dazugehörenden als Untersuchungsgegenstand entgetreten kann.

Dorothee Bittscheidt-Peters:

Lieselotte, Du warst 1969 wissenschaftliche Rätin am Seminar für Sozialwissenschaften an der Universität Hamburg und hast zusammen mit einem

kleinen Kreis von Kollegen und noch weniger Kolleginnen den Arbeitskreis Junger Kriminologen gegründet und das Kriminologische Journal herausgebracht. Wie kam es dazu, was hat Dich dazu bewogen?

Lieselotte Pongratz:

Für mich – und dies traf sicher auch für andere wissenschaftliche Mitarbeiter oder Assistenten zu – gab es mehrere Gründe, die Verbindung zu Wissenschaftlern zu suchen, die an kriminologischen Fragen interessiert waren. Um ein solches Bedürfnis nach Kommunikation heute zu verstehen, muß man wissen, daß die Kriminologie in den frühen 60er Jahren lediglich an einigen Universitäten der Bundesrepublik und dort auch nur als Teildisziplin in juristischen (Strafrecht) oder medizinischen (Psychiatrie) Fakultäten vertreten war. Das mochte damit zusammenhängen, daß es in Deutschland noch nie einen eigenständigen Studiengang „Kriminologie“ gegeben hatte und die Strafrechtler, an deren Lehrstühlen traditionell die Kriminologie angesiedelt war, sich für die „Lehre vom Verbrechen und Verbrecher“ als Folge der eigenen dogmatischen Ausbildung nicht ausreichend interessierten. Anders als die Lehrstuhlinhaber in der Soziologie oder den politischen Wissenschaften haben die wenigen Juristen-Kriminologen auch nur unzureichend versucht, den vor allem durch den Nationalsozialismus verursachten wissenschaftlichen Rückstand aufzuholen. Neu entwickelte Kriminalitätstheorien, Forschungsansätze und Methoden der empirischen Sozialforschung wurden dabei kaum aufgegriffen und in den Vorlesungen und Seminaren nicht diskutiert. Die Lehrbücher der 20er Jahre (und auch die während des Nationalsozialismus verlegten und später „bereinigten“ Lehrbücher und Sammelwerke) bestimmten weitgehend den wissenschaftlichen Standard. Empirische Forschung fand fast nur in Form von Dissertationen statt, und zwar mit einem überwiegend täterorientierten und regional stark eingegrenzten Aktenstudium, das in der Regel eine statistische Auszählung bestimmter Merkmale des Täters und seiner Tat war. Mittels einfacher Korrelationen wurden so Daten über die Verbrechenursachen gesammelt, interpretiert und nach einem Ansatz, der kriminologie-theoretisch im weitesten Sinne der Anlage-Umwelt-Diskussion zuzurechnen war, ausgewertet. Von besonderem Interesse war dabei die Aufstellung von Prognosetafeln zur Einschätzung des späteren Täterverhaltens. Empirische Untersuchungen z.B. über den Einfluß der Institutionen sozialer Kontrolle, die in anderen Ländern, wie den Niederlanden, England und vor allem den USA einen breiten Raum einnahmen, fehlten in Deutschland völlig.

Dorothee Bittscheidt-Peters:

Das trifft für die juristischen Fakultäten zu; aber Du warst ja Soziologin. Konnte man aus dieser Tradition damals mehr profitieren?

Lieselotte Pongratz:

Ja, als Soziologin hatte ich mich in einer empirischen Forschungsarbeit mit dem Einfluß der geschlossenen Heimerziehung auf die weitere Entwicklung von Jugendlichen beschäftigt, und zwar schon während meines Studiums, so daß ich im Aufbau eines kriminalsoziologischen Schwerpunkts im Seminar für Sozialwissenschaften in Hamburg meine damaligen Interessen vertiefen konnte. In der Soziologie begann bereits in den 60er Jahren eine intensive Aufarbeitung besonders der angelsächsischen Kriminologie, die weit-

gehend von der soziologischen Theoriebildung geprägt war, und es begannen erste Forschungsvorhaben zur Untersuchung von Instanzen wie Polizei, Gerichte, Strafanstalten etc.

Aber nun zurück zu unserem Bedürfnis nach wissenschaftlicher Kommunikation:

Es gab zwar damals in der Bundesrepublik zwei Zusammenschlüsse von Kriminologen, die Gesellschaft für die gesamte Kriminologie, die aus der 1927 in Wien gegründeten Kriminalbiologischen Gesellschaft hervorgegangen war (Göppinger, Leferenz, Würtemberger), und die Deutsche kriminologische Gesellschaft (Mergen). Diese Gesellschaften führten Jahrestagungen durch mit Fachvorträgen, deren wissenschaftliche Reflexion jedoch ausgerichtet war auf die in Deutschland vorherrschende biologisch-psychiatrische Theorietradition. Die Mitglieder beider Gesellschaften zeigten wenig Bereitschaft, sich mit Theorien anderer Disziplinen auseinanderzusetzen. Diese darin deutlich werdende und für eine Weiterentwicklung der Kriminologie hinderliche Stagnation wollten wir durch eigenständige Theoriebildung, Forschung und eine neue Lehre aufbrechen.

Das war sicher das gemeinsame Interesse aller, die damals einen neuen Arbeits- bzw. Kommunikationszusammenhang schaffen wollten. Als es dann am 12. Juni 1969 zur Gründung des Arbeitskreises Junger Kriminologen kam, waren die „Gründungsmitglieder“: Günter Albrecht, Dorothee Bittscheidt-Peters, Erhard Blankenburg, Manfred Brusten, Dietrich von Engelhardt, Günther Kaiser, C.M. de Landecho, Klaus Jürgen Langner, Christa Mews, Tilman Moser, Eberhard Mühlich, Karl-Dieter Opp, Lieselotte Pongratz, Stephan Quensel, Wilfried Rasch, Hartmut Schellhoss, Jörg Wolff.

Dabei ging es uns zunächst in der Kommunikation mit anderen vereinzelt in Instituten arbeitenden Wissenschaftlern darum, gemeinsam deren geplante oder schon in Arbeit befindliche Forschungsprojekte zu diskutieren, und zwar angstfrei zu diskutieren, d.h. ohne auf Abhängigkeiten irgendwelcher Art, insbesondere von den Lehrstuhlinhabern bzw. Institutsleitern, Rücksicht nehmen zu müssen. Dieser Austausch erschien uns in vielerlei Hinsicht notwendig. Um nur einen Gesichtspunkt zu nennen: Fragestellungen, angewandte Theorien und methodisches Vorgehen bei Forschungsarbeiten, die sich in der Planung oder im Prozeßverlauf befinden, vermögen viel unmittelbarer Anregungen und Einsichten für die eigene Arbeit zu vermitteln als das Studium fertig dargebotener Untersuchungen. Darüber hinaus waren wir daran interessiert, einen Überblick über die in der Bundesrepublik „verstreuten“ Forschungsprojekte zu bekommen mit dem Ziel, Forschungskonzepte zu entwickeln, die deutlich machen sollten, in welchen Bereichen Forschungen vorrangig anzusetzen seien. Das heißt nun selbstverständlich auch, forschungspolitischen Einfluß zu nehmen auf die weitere Entwicklung der Kriminologie in der Bundesrepublik in Verbindung mit der kriminologischen Entwicklung anderer Länder. Dieses Interesse versetzte uns schon nach kurzer Zeit gemeinsamer Arbeit in die Lage, die Orientierung der Forschungspolitik der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu bewerten, zu kritisieren und eigene Vorschläge für Veränderungen in der Forschungspolitik zu unterbreiten.

In den Vorgesprächen zwischen einzelnen Gründungsmitgliedern entstand dann auch sehr konsequent der Gedanke, die Ergebnisse solcher „Austausch“-Treffen – wir nannten sie später Symposien – über eine Zeitschrift der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Deshalb kam es bei der Absprache, einen „Arbeitskreis Junger Kriminologen“ zu bilden, auch zur Gründung des Kriminologischen Journals und zur Herausgabe der ersten beiden Hefte noch 1969 mit richtungsweisenden Beiträgen – z. B. über Forschungen aus dem Bereich der Polizei, der Strafgerichte, zum Strafmaß oder zur Dunkelzifferproblematik – für eine erwartete Entwicklung des Arbeitskreises Junger Kriminologen und des Kriminologischen Journals. Die Jahrgänge 1969, 1970 und 1971 wurden am Seminar für Sozialwissenschaften der Universität Hamburg vervielfältigt; erst 1972 übernahm der Juventa-Verlag Druck und Vertrieb.

Dorothee Bittscheidt-Peters:

Aus all dem wird deutlich, daß ein wesentliches Interesse berufspolitischer Natur war: Die bestehenden Lehrstühle waren besetzt, im wesentlichen – aus Eurer Sicht – mit den falschen Leuten; es wurde zwar sehr vereinzelt auch Instanzen- und Institutionenforschung betrieben, aber jeweils in abhängiger beruflicher Position, was ja damals gelegentlich noch hieß, sich auch über die eigenen Erkenntnisse nicht selbständig austauschen zu dürfen. Und eine Veränderung war auch nicht absehbar, da das Geld für neue Arbeiten jeweils auch durch die vergeben wurde, die es bisher schon hatten. Eine neue Generation von WissenschaftlerInnen ohne Perspektive besann sich also darauf, am Ast der alten Kriminologie zu sägen, deshalb „junge“ Kriminologen?

Lieselotte Pongratz:

Der Name „junge“ Kriminologen bezog sich tatsächlich auf das *wissenschaftliche* Alter der meisten Gründungsmitglieder, die entsprechend – bis auf ein Mitglied – alle dem Mittelbau in der Universität zuzurechnen waren und in der Mehrzahl aus Sozialwissenschaftlern (2/3; außer Soziologen auch Sozialpädagogen, Sozialpsychologen, Politologen) und Juristen bestanden. Die lockere Form eines Arbeitskreises schien unserem Ziel, möglichst viele Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen und mit unterschiedlichen Interessen einzubeziehen, angemessen.

Dorothee Bittscheidt-Peters:

Das entspricht wissenschaftlichem Eros – war aber ja damit noch nicht unbedingt eine durchsetzungsfähige und bestandskräftige Organisation. Weshalb nicht mehr?

Lieselotte Pongratz:

Eine Vereinsbildung mit den damit verbundenen Restriktionen, Limitierungen und Verfestigungstendenzen hätte dem Offensein eher im Wege gestanden. Die erwartete Fluktuation von Symposionsteilnehmern war übrigens sehr viel geringer als zunächst bei einem solchen Vorgehen angenommen werden mußte.

Dorothee Bittscheidt-Peters:

Deine Erwartungen bei der Gründung haben sich also im wesentlichen erfüllt?

Lieselotte Pongratz:

Erinnerungen früherer Ereignisse (überhaupt nach so einem langen Zeitraum von 30 Jahren) können trügerisch sein. Deshalb kann ich nicht ausschließen, daß ich vieles an Widrigkeiten und Ärger z.B. bei der Herstellung und der Versendung des im Eigenverlag (des Seminars für Sozialwissenschaften) verlegten Kriminologischen Journals vergessen bzw. verdrängt habe und die positiven Erinnerungen überwiegen. Dennoch: Durch die Symposien mit den dazugehörigen Sitzungen der Arbeitsstäbe, die die Symposien organisierten, durch die lebhaften Reaktionen auf die Veröffentlichungen im Kriminologischen Journal und durch den Grad der Einflußnahme auf die Forschungsförderung und Gutachtertätigkeit und damit durch die Verbesserung der „neuen“ Kriminologie hatten sich meine Erwartungen an ein Zusammenspiel sehr unterschiedlicher Wissenschaftler erfüllt. Heute würde man vielleicht sagen, dieser Zusammenschluß von Wissenschaftlern, der mit etlichen Kolleginnen über lange Jahre währende Austausch, war identitätsstiftend und schuf das Gefühl, zu einer scientific community zu gehören. Und im übrigen hat mich diese Zeit ja auch motiviert, einen eigenen Studiengang Kriminologie einzurichten, wenn auch nur als „post graduate“.

Eine erste Ernüchterung in der Euphorie der ersten Jahre kam für mich mit der geringen Bereitschaft (fast schon Abstinenz), die der AJK und damit auch das KrimJ zeigten, stärker kriminalpolitische Interessen etlicher Mitglieder zu berücksichtigen. Kriminalpolitisch bzw. jugendpolitisch Einfluß zu nehmen, hatte meiner Vorstellung von einer Transformierung wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Praxis entsprochen: Auf die Gesetzgebung, die praktische Umsetzung von Gesetzen wie das Strafvollzugsgesetz, das Jugendgerichtsgesetz etc. Vermutlich hing die geringe Bereitschaft der meisten Mitglieder damit zusammen, daß sie fast ausschließlich aus dem universitären Bereich kamen.

Ich hatte schon vor meiner wissenschaftlichen Arbeit Erfahrungen auf dem Gebiet der Sozialarbeit und war zu Beginn der 70er Jahre Mitglied und später Vorsitzende des Bundesjugendkuratoriums, ein Gremium, das zwar nicht viel Einfluß hatte, aber zu Gesetzesvorhaben, z.B. zum Entwurf des Jugendhilferechts, gehört wurde. Solche Gesetzesvorhaben (wie auch die immer wieder verschobene Reform des Jugendgerichtsgesetzes) erfordern Stellungnahmen auch solcher Gremien wie dem AJK, die sich mit den den Entwürfen zugrundeliegenden Fragestellungen beschäftigt haben. Diese Zurückhaltung des AJK gegenüber der Behandlung von Praxisproblemen ist geblieben.

Dorothee Bittscheidt-Peters:

Das habe ich auch sehr bedauert. Aber lag das nicht daran, daß sich das Gemeinsame im AJK in der Kritik an der alten Kriminologie erschöpfte, keine alle verbindende theoretische Konzeption entstand und daher Stellungnahmen zur Kriminalpolitik kaum möglich waren? Wollte man vielleicht zuerst die ständig wieder forcierte Theoriediskussion sozusagen abschließen?

Lieselotte Pongratz:

Tatsächlich bestand das größere Bedürfnis der meisten AJK-Mitglieder in Theoriediskussionen. Das hängt zum einen mit ihrer Profession zusammen;

sie waren Hochschullehrer geworden. Die Auseinandersetzungen um den labeling-approach und später um die „kritische“ Kriminologie gehörte mit zu ihrem Diskurs, an dem sie selbst ihre Positionen untereinander profilierten. Dabei war es interessant zu beobachten, daß die Praxis der Instanzen nun, zu einem gewissen Teil auch die traditionell (gebliebene) Kriminologie, gewisse Versatzstücke des neuen Theorieansatzes aufgriffen und mit ihm „arbeiteten“. Diese Entwicklung ist aber auch kennzeichnend für den AJK heute: Differenzen zwischen der alten und der neuen Kriminologie werden nicht mehr ausgetragen. Sie werden zu einer neuen „Koexistenz“ hin entwickelt. Dazu mag auch die Gründung der „Gesellschaft für interdisziplinäre wissenschaftliche Kriminologie“ beigetragen haben, die nach vergeblichen Versuchen, mit den unterschiedlichen alten kriminologischen Gesellschaften doch zu fusionieren, entstand, um so den Einfluß auf die Forschungspolitik – nahezu um jeden Preis – zu vermehren.

Dorothee Bittscheidt-Peters:

Von hinten her gesehen paßt also auf diese Entwicklung, was Thomas S. Kuhn für den Paradigmawechsel im wissenschaftlichen Prozeß beschrieben hat: Angestoßen und vorangetrieben durch das generationsspezifische Interesse, die Vormachtstellung der „Väter“ zu beerben, also vom Mittelbau in die Lehrstühle und dann an die – ja leider heute immer geringer ausgeschütteten – Forschungsgelder?

Lieselotte Pongratz:

Ja, mit zwei wichtigen Einschränkungen: Erstens darf man den AJK als Karrieremotor nicht überbewerten und zweitens hat sich die kritische Kriminologie in der Kriminologie ja nicht so richtig etabliert. Heinz Steinert und Helga Cremer-Schäfer haben diese Situation von heute richtig bewertet, wenn sie schreiben: Die „friedliche Koexistenz ist ... dazu genutzt worden, ... das Feld der akademischen Kriminologie wieder zu bereinigen: Die Professuren für Kriminologie werden mit Juristen besetzt (durch das einfache Mittel, sie grundsätzlich in Kombination mit Strafrecht auszuschreiben), die großen außeruniversitären Forschungsinstitute für Kriminologie sind polizei- und regierungsnah eingerichtet worden. Die weiland Kritische Kriminologie wird in vereinzelt soziologische und sozialpädagogische Projekte abgedrängt und damit zu Personen, für die diese Fragestellungen nur einen kleineren Teil dessen ausmachen, was sie interessiert ... In der „friedlichen Koexistenz“ konnte sich eine radikale „Kritik der Kriminologie“ nicht entfalten, schon gar nicht innerhalb der Kriminologie, und die kritische Kriminologie paßt sich immer mehr der modernisierten Kriminologie an“ (Heinz Steinert, Helga Cremer-Schäfer, 1997, S. 10 – 11).

Das ist richtig beobachtet, aber man sollte nun auch nicht melancholisch darüber werden, denn natürlich haben sich die Inhalte der neuen Kriminologie, die Einsichten über die Wirkungen der Instanzen und die Ergebnisse der instanzen-kritischen Forschung in viele Bereiche hinein ausgeweitet. Und ob sie auch die Praxis beeinflussen, wirst Du vielleicht eher beurteilen können als andere. Was hat in Deiner Biographie der AJK denn bewirkt, welchen Einfluß auf Deine Entwicklung hat er gehabt?

Dorothee Bittscheidt-Peters:

Er hat mein theoretisches Interesse – ich hatte ja gerade erst mein Soziologiestudium abgeschlossen – für die Erklärung abweichenden Verhaltens sehr befördert, die Chance zur Diskussion meines ersten Forschungsprojekts geboten und viele spannende Kontakte für mich entstehen lassen. Obwohl mich mein Soziologiestudium während der 2. Hälfte der 60er Jahre schon mit dem symbolischen Interaktionismus vertraut gemacht hatte und mein Interessengebiet die Soziologie abweichenden Verhaltens war, wurde mir die Bedeutung der Instanzen sozialer Kontrolle für die soziale Wirklichkeit von Devianz und Kriminalität erst durch den AJK und die Theorie-Kontroversen dort voll bewußt. Meine empirische Untersuchung über den Einfluß der Strafjustiz auf Definition und Beurteilung abweichenden Verhaltens ist durch diese Kontroversen labeling-orientiert geworden und ich habe versucht, eine besondere Version der sozial-strukturellen Orientierung des labeling zu entwickeln.

Erst später wurde mir klar, wie politisch dieser Ansatz ist; indem er das Interesse, das im sozialen Bereich traditionell ja immer auf die Problemgruppen und Klienten orientiert ist, auf die Institutionen lenkt, provoziert er die Frage nach der Notwendigkeit, durch deren Veränderung die soziale Lage der von ihnen Betroffenen zu verbessern.

Lieselotte Pongratz:

Dein Herausgehen aus der Wissenschaft fiel ja in eine Zeit, in der instanzkritische Fragestellungen auch in der Praxis allmählich an Boden gewannen.

Dorothee Bittscheidt-Peters:

Ich bin seit 1980 in vielfacher Weise für Instanzen der Definition und Kontrolle von Normabweichung verantwortlich gewesen, für Erziehungsheime, psychiatrische Einrichtungen und Heime für behinderte Menschen. Meine Überzeugung, daß die institutionellen Arrangements, mit denen Abweichung gesellschaftlich gemanagt wird, dieser den Charakter erst geben, ist durch die Praxis noch viel stärker geworden. Die Veränderung von Institutionen mit dem Ziel, sich im Umgang mit „Abweichung“ an normalen Fähigkeiten und Bedürfnissen der Adressaten zu orientieren, und die Bereitschaft, auch abolitionistischen Konsequenzen in den verschiedenen Veränderungen nicht auszuweichen, ist im übrigen viel erfolgreicher für eine Verbesserung der Lage der Adressaten als die Defizitorientierung der vorherrschenden sozialen Arbeit.

Lieselotte Pongratz:

Das hört sich ja sehr optimistisch an; ist ein solcher Optimismus praktisch denn annähernd einzulösen?

Dorothee Bittscheidt-Peters:

Was theoretisch schnell einleuchtet, ist, wie Du ja weißt, in der Praxis voller Widerständigkeit. Die sozialen Berufe fühlen sich vom labeling approach und seinen Konsequenzen noch wesentlich heftiger angegriffen als die traditionelle Kriminologie von der Kritik an ihrer althergebrachten Ätiologie. Um so wichtiger ist mir die theoretische Grundlegung der „kritischen Kriminologie“, deren Reichweite ja die Theorie sozialer Probleme umfaßt.

Gerade in einer schwierigen und widerständigen Praxis ist es ja vor allem notwendig, konzeptionell sichere Grundlagen zur Einschätzung der Praxis und zur Begründung notwendiger Veränderungen zu haben.

Lieselotte Pongratz:

Die theoretischen Grundlagen der kritischen Kriminologie hätten auch mehr Interesse des AJK für die sozialen Probleme neben der Kriminalität begründen können, mehr Interesse für andere Felder des gesellschaftlichen Umgangs mit Abweichung, eine Weiterentwicklung sozusagen weg von den Kriminalisierungsprozessen.

Dorothee Bittscheidt-Peters:

Das sehe ich auch so – ein stärkerer Bezug zu den Feldern sozialer Arbeit mit Interesse an deren Veränderung, so wie es sich z.B. in der Sozialpsychiatrie als Kritik an der traditionellen psychiatrischen Praxis und an den großen Anstalten entwickelt hat.

Lieselotte Pongratz:

Sollten wir vielleicht, nachdem sich der Austausch auf den Lehrstühlen ja fast vollzogen hat und noch mehr nachwachsende Wissenschaftler als vor 30 Jahren nach Chancen wissenschaftlichen Arbeitens suchen müssen, auf ein neues Paradigma warten, das solche Veränderungen bewirkt?

Dorothee Bittscheidt-Peters:

Ja, zu wünschen wäre eines, das den besonderen Gegenstand Kriminologie aufgabe zugunsten der Befassung mit dem gesellschaftlichen Umgang mit Abweichung, Randgruppen und sozialen Ausschließungsprozessen. Ein solches Paradigma würde einschließen, daß man den besonderen Interessengegenstand traditioneller Kriminologie und die in ihr herrschende Definitionsmacht der Juristen endlich ausschließen kann.

## **Literatur**

DREES, STEFAN: Soziale Organisation und Theorieprogramm: Zur institutionellen Organisation des AJK, Diplomarbeit an der Universität Wuppertal, Mai 1997

KREISSL, REINHARD: Neue Perspektive kritischer Kriminologie?, in KrimJ, Jg 21, 1989, H. 4, S. 249 – 258

KUHN, THOMAS: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1978

PETERS, HELGE: Als Partisanenwissenschaft ausgedient, als Theorie aber nicht sterblich: der labeling approach, in KrimJ, Jg 28, 1996, H. 2, S. 107 – 115

STEINERT, HEINZ UND HELGA CREMER-SCHÄFER: Zum Funktionswandel der Institution „Verbrechen statt Strafe“. Elemente einer Kritik der politischen Kriminologie, unveröff. Manuskript 1997

Lieselotte Pongratz

Klein Flottbeker Weg 23

22605 Hamburg

Dorothee Bittscheidt-Peters

Bernadottestr. 33

22763 Hamburg